

Zur kritischen Geographie

Ich bin kritisch allem gegenüber, auch
der Kritischen Theorie.

Benno Werlen, 10. Juli 2020¹

Mission accomplished?

Wer hat nicht schon Schwierigkeiten mit der Geographie gehabt: Gerhard Hard, unermüdlicher Kämpfer für eine Modernisierung der Geographie, klagt über einen »konfessionellen Ton« (Hard 2004) in einer »Disziplin der Weißwäsher« (Hard 1979). Dietrich Bartels diagnostiziert »Schwierigkeiten einer fachlichen Verständigung« (Bartels 1974, 21). Für Bartels liegen diese Schwierigkeiten in der »Heterogenität der theoretischen Grundanliegen heutiger Geographie«, mithin in »Schwierigkeiten mit dem Raumbegriff in der Geographie« – so der Titel eines Vortrages, den er 1974 in Zürich hielt. Die Vokabel »Raum« diene nur noch als legitimierendes Objekt, um die Einheit des Faches zu signalisieren: »Für die Geograph[inn]en gehörte der ›Raum‹ bis vor kurzem zur Gruppe jener vorsprachlichen Leitvorstellungen ohne Erklärungsbedürfnis, zum *Plausibilitätsrahmen* des Fachansatzes, *in dem man sich unreflektiert bewegt*« (Bartels 1974, 9, meine Hervorhebung). Bartels' Diagnose wird von Goeke und Moser (2011, 251) bestätigt: »Raum« benenne einen Gegenstand, »der nur wenig ausschließt, und dabei zumindest vordergründig Geschlossenheit vermittelt« – und zwar nach innen und außen.

Bartels und Hard kritisieren eine Fachtradition der deutschsprachigen Geographie, wie sie in der Nachkriegszeit (1945-1975) dominant war: die klassische Geographie der Länderkunde und Landschaftsgeographie, die es so heute nicht mehr gibt und die im Rückblick gerne als sehr homogen und altbacken beschrieben wird (meist ohne genauere Lektüre). Hard prangert

1 So Benno Werlen im persönlichen Gespräch, 10. Juli 2020.

machtpolitische Kartelle im Fach an, indem er auf fehlende Plausibilitätsrahmen (Bartels) hinweist, die sich die Landschaftskunde in den Jahrzehnten nach dem Krieg leistete. Nach Hards Attacken war der Kaiser nackt – und den meisten Zuschauerinnen² blieb das Lachen im Hals stecken, fürchteten sie doch die Rache der Diadochen. Für Bartels liegt die Schwierigkeit der Heterogenität der Geographie in der fehlenden verbindenden Theoriesprache. Heterogenität werde mittels Raumfloskeln nur übertüncht, um Geschlossenheit zu suggerieren – dies aber ohne theoretische Reflexion. So Bartels.³ In Bartels' und Hards Kritik verflochten sich somit epistemologische, disziplinstrategische und politisch-normative Fragen.

Die Scharmützel, in die sich Bartels und Hard zu ihrer Zeit begaben, oder die noch Benno Werlen auszufechten hatte, gehören weitgehend der Vergangenheit an. Seit der *cultural turn* durch die Neue Kulturgeographie (NKG) breit rezipiert wird, hat die Humangeographie die Schwierigkeiten, die Bartels und Hard der klassischen Geographie (Theorielosigkeit, politischer Konservatismus) attestierten, weitgehend überwunden. Humangeographie ist (de-)konstruktivistisch, theoretisch versiert und »kritisch« – und zugleich offen für Neues, für Pluralität und Vielfalt. Auch den »Raum« hat man dekonstruiert und theoretisch durchdrungen und in eine Vielfalt von Raumbegriffen aufgelöst. Die deutschsprachige Humangeographie verabschiedet sich damit von der bisherigen Tendenz zur »Schulbildung« und übernimmt von der anglophonen Geographie eine »Anfälligkeit gegenüber [theoretischen] Modeerscheinungen« (Strohmayer 1998, 103), auch wenn die Rezeption anglophoner Ideen oft spät erfolgt. Die Humangeographie nach dem *cultural turn* scheint sich durch eine permanente epistemologische Erneuerung frisch zu halten. *Mission accomplished (Mission erfüllt)!?*

Ich bleibe skeptisch. Denn bei allen Plädoyers für Vielfalt und Heterogenität nach dem *cultural turn* gibt es weiterhin Absicherungsdiskurse, um fachliche Verbundenheit innerhalb der Humangeographie zu signalisieren. Für Bartels (und später für Goeke und Moser) war »Raum« der zentrale »Klingelton« der Geographie. Doch hat sich hier seit dem *cultural turn* eine Verschie-

2 Hier wie auch im folgenden Text verwende ich die weibliche Form, wenn alle Geschlechter gemeint sind. Dies erscheint mir als ausgleichende Gerechtigkeit für frühere Tendenzen, mit der männlichen Form alle Geschlechter zu bezeichnen.

3 Nun ist nicht ganz klar, ob für Bartels Heterogenität *per se* ein Problem ist, oder nur eine Heterogenität, die theoretisch unterspezifiziert bleibt. Diese Frage klammere ich hier der Einfachheit halber aus.

bung vollzogen: Nicht mehr »Raum« scheint heute als legitimierender Begriff (und als Erkenntnisobjekt) die fachliche Einheit abzusichern, sondern eher eine bestimmte Haltung, die mit dem Attribut »kritisch« signalisiert wird. »Kritisch sein« wird zum verbindenden Grundton diskursiver »Klingeltöne« (Kaube 2015, 145f.), der theoretischen Imponiervokabeln, mit denen in rasanter Folge neue Ansätze und *turns* ausgerufen werden. Der »kritische« Grundton erlaubt so eine Sortierung, wer dazugehört und wer nicht (zumindest zum Kreis der Insiderinnen). Seit der *cultural turn* in der deutschsprachigen Humangeographie breit rezipiert wird, würde deshalb kaum jemand die Selbstzuschreibung als »kritisch« zurückweisen.

Kritik wird hier meist im Anschluss an Michel Foucault als die Kunst verstanden, »nicht auf diese Weise und um diesen Preis regiert zu werden« (Foucault 1992, 12). »Kritische« Geographie verbindet damit eine epistemologische Perspektive (Analyse und Kritik der Machtverhältnisse) und eine normative (politische) Position (Ablehnung und Überwindung dieser Machtverhältnisse) (Belina et al. 2018, Kuge et al. 2020, 220). Diese »kritische« Haltung ist zu einer solchen Selbstverständlichkeit geworden, dass sie einen neuen »Plausibilitätsrahmen« aufspannt, »in dem man sich unreflektiert bewegt«. »Kritische« Geographie ist selbst zum Mainstream geworden: Aus den »jungen Wilden« und »heldenhaften Außenseitern« wurden die »disziplinär Etablierten« (Steinbrink/Aufenvenne 2016, 85, 86 und 101), die diesen Außenseiterstatus aber weiterhin gegen einen vermeintlich noch immer vorhandenen Hegemonialdiskurs für sich reklamieren. Aus einer antihegemonialen Attitüde wird eine »Hegemonie der Einsicht, von der die Einsicht in die Hegemonie abhängt« (Düttmann 2004, 84).

Der diskursive Klingelton »Kritik« signalisiert disziplinpolitisch die Zugehörigkeit zu einem weitgehend unhinterfragten, grundlegenden »Denkstil« (Fleck [1935] 1980), der von einem Denkkollektiv geteilt wird. In Hards Terminologie haben wir es mit einer »konfessionellen« Tonlage zu tun, aus der »Reflexionsverweigerungen« (Hard) und intellektuelle »Schonstellungen« (Marquard) resultieren: Die Kritik verschont sich selbst und umgeht eine kritische Hinterfragung ihrer eigenen epistemologischen Perspektive, ihrer methodologischen Sorgfalt und politischen Position, da Gegenpositionen primär über Moralisierung und Personalisierung als »unkritisch« oder »reaktionär« bekämpft, und nicht inhaltlich widerlegt werden. Dadurch läuft Kritik Gefahr, in Dogmatismen zu erstarren und sich in Selbstgefälligkeit einzurichten. Aus diesen Schonstellungen entstehen »Schwierigkeiten mit der kritischen Geographie«, die ich in diesem Buch aus der Position eines *interested*

*sceptic*⁴ betrachte – sympathisierend, aber kritisch nachfragend: Meine Skepsis entstand aus einer ursprünglichen Identifizierung mit den Anliegen und Positionen der kritischen Geographie, doch verschob sich diese zunehmend in eine *Identifizierung mit Vorbehalt*: »Dieser Blick aufs Problematische, der zu-erst fürsorglicher Besorgnis entsprang, wurde nun etwas anderes: Zweifel an der Sache [...]« (Marquard 1973, 22).⁵

In diesem Buch zeige ich Schonstellungen der kritischen Geographie über Umwege auf. Um der Gefahr der Moralisierung und Personalisierung zu entgehen, der ja auch eine Kritik an Praktiken kritischer Geographie erliegen könnte, möchte ich meine Zweifel nicht in direkter Konfrontation mit »Ross und Reiter« (Goeke 2013, 4) dingfest machen, sondern über »Umwege« (Blumenberg) formulieren: In den einzelnen Kapiteln in diesem Buch betrachte ich »Tonlagen« und Diskurskonstellationen kritischer Theorie, die in die Humangeographie und benachbarte Sozial- und Kulturwissenschaften hineinwirken. Die Schonstellungen, die ich in den Tonlagen und Diskurskonstellationen kritischer Theorie identifiziere, finden sich oft wenig hinterfragt in humangeographischen Diskursen, sei es schriftlich hinterlegt, oder auch nur im oralen Raum informellen Austauschs. Wenn durch diese Umwege in den nachfolgenden Kapiteln Raum für Nachdenklichkeit entsteht, ist das Ziel dieses Buches erreicht. Bevor ich aber damit beginne, lege ich noch einmal detailliert den oben skizzierten Gedankengang dar.

4 Diesen Begriff verwendet Hayden Lorimer (2005, 85) zur Charakterisierung der Position, die Tim Cresswell gegenüber der *non-representational theory* (NRT) eingenommen hatte. Cresswell selbst beschreibt diese Position als »feelings of confusion and anger« (Cresswell 2012, 98) – grundsätzlich interessiert, sympathisierend mit den Anliegen, nicht in Fundamentalopposition, aber kritisch nachfragend, um das Gespräch über »remaining doubts« und »thorny issues« (S. 103) offenzuhalten.

5 In der Tat wurde »kritische« Geographie lange Zeit an den Rand gedrängt (Belina et al. 2009), und benötigte »fürsorglichen Besorgnis«, doch sind diese Zeiten, wie gesagt, vorbei.

»Kritische« Geographie als Denkstimmung

Noch einmal: Was ist »kritische« Geographie?⁶ Diese Frage ist gar nicht einfach zu beantworten, da »kritisch« in weiten Kreisen der Geographie als diskursiver Klingelton verwendet wird: So versteht sich eine ganze Bandbreite von theoretischen Ansätzen in der deutschsprachigen (und auch der anglophonen) Humangeographie als »kritisch«: von (post-) marxistischen, post-strukturalistischen, posthumanistischen, feministischen bis zu postkolonialen Geographien (deshalb oft im Plural geschrieben). Diese sind sich untereinander keineswegs immer einig und sprechen sich teilweise sogar das Label »kritisch« ab (Blomley 2006, Goeke 2013). Auch gibt es Abgrenzungsversuche zwischen einer »kritischen« und einer »radikalen« Geographie, wobei diese Grenzziehungen in der anglophonen Geographie noch markanter sind (Raju/Jeffrey 2017, 5). Pascal Goeke meint zwar, dass ungeachtet dieser diffusen Ausgangslage »sich kritische Geographien noch hinreichend zuverlässig zu erkennen [scheinen]« (Goeke 2013, 4), insgesamt kommen aber verschiedene Beobachterinnen, die das Feld der »kritischen Geographie« zu kartieren

-
- 6 Schon 1973 hielt Gerhard Hard (1973, 9f.) fest, die Frage »Was ist Geographie?« habe keine (klare) Antwort. Die Frage selbst sei schon das Problem, denn sie setze voraus, es gäbe ein Wesen der Geographie, das man zweifelsfrei festhalten könnte. Das sei jedoch methodologischer Essentialismus (vgl. dazu Redepenning 2014, 92f.). Hard (1973, 17f.) zerlegt die Frage deshalb in einzelne Komponenten: *Erstens* könne damit der disziplinäre Organisationsrahmen gemeint sein. *Zweitens* könne damit aber auch ein (gegebenenfalls unbewusstes) Selbstbild (»was sie zu tun und zu sein glauben«) beschrieben werden. *Drittens* könne diese Frage auch als bewusste Reflexion einer Selbstinterpretation innerhalb des Faches verhandelt werden. *Viertens* könne damit aber auch die Frage nach einer *Norm* gestellt werden: Wie *soll* Geographie betrieben werden? Diese Fragen stellen sich analog bei der »kritischen« Geographie – und doch werde ich sie im Folgenden ausklammern. 1973 entledigt sich Hard der Frage, was Geographie sei, indem er auf die Meta-Ebene wechselt und Grundkategorien der klassischen Geographie sprachkritisch dekonstruiert, also seinen Blick darauf richtet, wie diese Wesensbestimmung der Geographie als Fach in unterschiedlichen historischen Momenten von ihren eigenen Fachvertreterinnen definiert wird – und sie dann in Hard'scher Manier auseinandernimmt. Diesem Hard'schen Weg wird in diesem Buch nicht gefolgt, obwohl er unzweifelhaft sehr durchschlagende Kritik an der klassischen Geographie und ihrem oft unreflektierten Denkstil formuliert. 1990, also fast 20 Jahre nach seinem ersten Versuch in *Geographie* (1973), blickt Hard selbstkritisch auf seine Strategie zurück: Er schreibt, es sei »leicht zu erkennen, dass sowohl das Stellen der Frage wie das Verweigern der Antwort oft im Dienst bestimmter disziplin- und karrierepolitischer Interessen standen« (Hard 1990, 1f.).

versuchten, zu dem Schluss, das Feld sei »divers« (Raju/Jeffrey 2017, 1) und letztlich »undefiniert« (Blomley 2006, 90).

Aufgrund dieser diffusen Grenzziehungen bzw. der mittlerweile ubiquitären Selbstidentifizierung als »kritisch« werde ich die definitorische »was ist?«-Frage ausklammern. Stattdessen werde ich mich in diesem Buch mit »Denk-Stimmungen«, »Tonlagen« und »Schonstellungen« unterschiedlicher Denkrichtungen oder Ansätze beschäftigen, die in der »kritischen« Geographie verhandelt werden.

Mit »Denk-Stimmung« bezeichnet Ludwik Fleck ([1935] 1980) die »besondere Stimmung«, in der sich ein »Denkkollektiv auslebt« (187f.) und einen gemeinsamen »Denkstil« ausbrütet (vgl. dazu Hasse 2016, 82, Schlottmann/Hannah 2016, Korf/Verne 2016), der »einheits- und identitätsstiftend« wirkt (Steinbrink und Aufenvenne 2016, 85). In der kritischen Geographie zeigt sich diese identitätsstiftende Denkstimmung im Anspruch, die Welt durch eine Kombination von Theorie und Praxis radikal verändern zu wollen (Goeke 2013, 4, vgl. auch Blomley 2006, Raju/Jeffrey 2017, Redepenning 2007). So bezeichnen Kuge et al. (2020, 222) als konstitutives Merkmal der kritischen Geographie, gesellschaftliche Machtverhältnisse nicht nur zu kritisieren, sondern auch »in emanzipatorischer Absicht« zu *verändern*. Und für Lossau besteht der Anspruch darin, »eine möglichst bessere Geographie der Welt entgegensetzen« (Lossau 2002, 151). Hier tritt neben die theoretische Kritik der Aktivismus der Praxis. Schon 1990 bemerkt Gerhard Hard kritisch dazu, der Versuch, Geographie »marxistisch« zu orientieren, legitimiere sich durch »ein politisch-moralisches Engagement für *evident gute Zwecke*« (Hard 1990, 5, meine Hervorhebung). Damit werde der Frage, was »kritische« Geographie sei, ausgewichen zugunsten eines externen Bezugspunktes, was Geographie sein *sollte*: »[höchste] Normen und [letzte] Einheiten, denen sozusagen jedermann zustimmen *muss*« (ebd., Hervorhebung im Original).

Identifizierung mit dieser Denk-Stimmung erfolgt über theoretische Sprachspiele, die unterschiedliche »Tonlagen« der Kritik anstimmen, die zueinander durchaus Dissonanzen ausbilden können. Diese Tonlagen der Kritik sind oft in komplexe Partituren einer Theoriekomposition eingebettet und prägen eine bestimmte Färbung des kritischen Denkstils. Dabei werden diese Tonlagen mit unterschiedlichen theoretischen Instrumenten und aus verschiedenen Positionen heraus intoniert. Beim Abspielen »diskursiver Klingeltöne« eines bestimmten Theoriejargons bleibt die Komplexität dieser Kompositionen oft unausgesprochen oder verborgen. Odo Marquard bezeichnet solche Aussparungen von Selbstreflexion als »Schonstellung«

(Marquard [1973] 1990, 244): Kritik verschont sich selbst und erspart sich die Einarbeitung in komplexe Theorietexte. Es ist genau an diesem Punkt, an dem dieses Buch ansetzt: Statt einzelne Belegtexte der kritischen Geographie zu sezieren, werden unterschiedliche »Tonlagen« kritischer Denkstile in den Blick genommen, in denen kritische Theorie in der Geographie und in verwandten Fächern intoniert wird, und deren »Schonstellungen« analysiert.

Schonstellungen

Schonstellungen sind »Ersparungsverfahren« (Marquard [1973] 1990, 244): Sie ersparen der kritischen Geographie die mühselige Arbeit der Begründung von Aussagen. Diese Schonstellungen produzieren *Nicht-Denken*: »Der wirkliche Gegenspieler des kritischen Denkens ist heute [...] ein kritisches Nicht-Denken, das die Technik der Kritik beherrscht und die Elemente der Kritik zitiert, sie jedoch in das Regime der Meinung integriert« (Quent 2019, 42). Zugleich wird die Kritikerin auch politisch entlastet: Die Verantwortung für die Übel der Welt werden der (politischen oder theoretischen) Gegnerin angelastet. Die Kritikerin richtet sich in einer »selbstzufriedenen Unzufriedenheit« (Sloterdijk 2016, 131) ein. Dabei werden eigene Schwächen und Widersprüche unbeleuchtet gelassen. Aus diesen Schonstellungen entstehen Schwierigkeiten – *Schwierigkeiten mit der kritischen Geographie*.

Schonstellungen ergeben sich zum Beispiel, wenn »Theorie« dazu dient, intellektuelle Abkürzungen zu nehmen. Gerhard Hard hat dies »diffuse Theorieverschleifung im Medium einer Stimmung« genannt (Hard 2000, 50). Es ist der Habitus eines »vorweg theoriegeladenen Beobachters« (ebd., 52): Theorie wird zum *Apriori* der Erkenntnis und störende Elemente der Empirie werden ausgeblendet. Durch diesen Gestus wird nicht nur die eigene Belesenheit, sondern eine epistemologische Überlegenheit beansprucht – »mit Foucault« oder »mit Luhmann« schon zum Wesentlichen vordringen zu können. Dies gilt auch für sich aktivistisch gebende Kritikerinnen: »Für Theorie haben Aktivistinnen nur Bedarf, wenn es die ohnehin bekannten Positionen zu untermauern [...] gilt« (Konersmann 2018, 35). Ausgegrenzt wird das, was die Theorie stört.

Die Schwierigkeiten mit der kritischen Geographie liegen also im Kern in »Reflexionsverweigerungen« (Hard 2007, 8), die auf fehlende Distanz zum eigenen kritischen Tun zurückzuführen sind, da die Theorie der Empirie immer schon voraus zu sein scheint. Reflexionsverweigerung produziert »Schonstel-

lungen«, d.h. Kritik verschont sich selbst und umgeht eine kritische Hinterfragung ihrer eigenen theoretischen Position. In den in diesem Buch vorgelegten Studien wird »Hinweis[en] auf Schonstellungen [nachgegangen], welche diese Schwierigkeit[en] provozieren« (Marquard [1973] 1990, 250). Eine solche Bezugnahme auf Schonstellungen verweigert die »Reflexionsverweigerung«, vor der Hard warnt. Durch »Reflexionsverweigerungsverweigerung« soll Raum für Nachdenklichkeit geschaffen werden. Mit einer Analyse von Schonstellungen werden also primär *epistemologische* Fragen verhandelt, doch lassen sich diese oft nur schwer von *disziplinpolitischen* Positionierungen trennen, insbesondere dann, wenn Schonstellungen durch Moralisierung einer Debatte kaschiert werden.

Moralisierung als Latenzschutz

Eine moralisch konnotierte Denkstimmung innerhalb eines – noch so heterogenen – Denkkollektivs schafft Solidarität, Identität und Vertrauensgefühl, wobei »die Irritation in Gestalt einer methodologischen ›Störung‹ eine Ausnahmeerscheinung« (Hasse 2016, 82) bleiben *soll*. Die richtige Haltung schränkt die akzeptierten Plausibilitätsrahmen der Argumentation ein. Daraus entstehen dann, so Hard, »Aufklärungsverbote« in der disziplinären Kommunikation: »So genoss in der Geographie z.B. erst ›Landschaft‹, dann ›Raum‹ Latenzschutz« (Hard 1990, 12). Wird dieser Latenzschutz verletzt, »flackern die Warnanlagen« (ebd., 13). Heute, so müssen wir Hard ergänzen, ist der Latenzschutz dem Attribut »kritisch« zugefallen. Dieser Latenzschutz birgt die Versuchung, »auf der Ebene der kommunikativen Performanz [...] statt der Zustimmung der Kompetenten die Kompetenz der Zustimmenden anzunehmen« (Marquard 1975, 198). Es zählt nicht mehr die Plausibilität eines Arguments, sondern die richtige Haltung, oder präziser: Moralisierungen und Personalisierungen sichern den Latenzschutz einer Denkstimmung ab.

Latenzschutz bedeutet, dass Störungen primär mittels Ausschlussmechanismen bearbeitet werden und nicht durch vertiefte Reflektion: »Kritik verwirft [dann] nicht sosehr den Irrtum, sondern stiftet [...] Zugehörigkeit [...] durch Gegnerverfolgung« (Marquard [1973] 1990, 246). Hans Magnus Enzensberger hielt dazu fest: »Einem alten Routinier der Theorie [...] fällt es nicht schwer, die Schuldigen dingfest zu machen« (Enzensberger 1982, 231). Kritik – kritische Theorie, kritische Geographie – dient dazu, die Zugehörigkeit zum richtigen Lager zu signalisieren; sie wird zur Absicherung gegen den Ver-

dacht, doch mit der gegnerischen Seite (»der Hegemonie«) zu kollaborieren – also reaktionär zu sein. Theorie wird zum »Alibi« (Marquard [1973] 1990, 244) – zum Nachweis der emanzipatorischen Gesinnung. Daraus kann eine »Denkstimmung« entstehen, die zunehmend intolerant gegenüber Abweichungen wird, die außerhalb der »Vielfalt« dieser klar umgrenzten Denkstimmung stehen.

Hard warnte bereits vor einiger Zeit: »Wer sich allzu sehr erhebt, signalisiert damit wohl nur seine eigenen Reflexionsverweigerungen« (Hard 2007, 8). Reflexionsverweigerungen zeigen sich in der kritischen Geographie in einem Entlarvungsgestus, der primär signalisiert, »wo man zu stehen hat« (Redepenning 2007, 97). Dessen »bevorzugtes Medium ist [...] der Aufschrei«: Sprechakte der Kritik werden zur »Alibiveranstaltung. Sie sind nur ein Vorwand, um das Mantra der unumstößlichen Überzeugungen herunterzubeuten« (Konersmann 2018, 35). Eine solche »unkritische« kritische Geographie (Blomley 2006, 88) wehrt sich gegen Irritationen ihres »unreflektierten Plausibilitätsrahmens« (Bartels), indem sie Auseinandersetzungen auf die moralische Ebene verlegt, d.h. Diskussionen »moralisiert«: Eine intellektuelle Position wird zur »schurkischen (rogue) Ansicht« (Butler 2011, 14) erklärt – potenziell nach außerhalb des Sagbaren gestellt: »Autorinnen und Autoren [werden] in toto auf einen (normativ-moralischen) Prüfstand gestellt, bewertet und gegebenenfalls verurteilt« (Goeke 2013, 2). Pascal Goeke nennt dieses Phänomen »Personalisierung« (Goeke 2012, 427ff., vgl. auch Sahr 2012, 440). Gegen diese Form der Moralisierung durch Personalisierung ist es schwierig zu argumentieren, ohne gleich unter »Generalverdacht« gestellt (Goeke 2013, Redepenning 2007) – und vom Diskurs ausgeschlossen – zu werden: »kompetent ist, wer übrigbleibt« (Marquard 1975, 198). Moralisierung hintertreibt so die theoretische Tiefenschärfung von Kritik.

Situative Skepsis als Reflexionsverweigerungsverweigerung

In diesem Buch soll der »Latenzschutz« der Moralisierung und die daraus entstehenden Schonstellungen unterlaufen werden – durch Reflexionsverweigerungsverweigerung. Reflexionsverweigerungsverweigerung ist dem Denkstil nach skeptisch veranlagt – diesen Gedankengang verdanke ich Odo Marquard (»Schwierigkeiten mit der kritischen Geographie« – der Titel dieses Buches – bezieht sich deshalb nicht nur auf Bartels' Vortrag von 1974, sondern auch auf Marquards Buch *Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie*). Marquard wen-

det sich nicht gegen die kritische Reflexion *per se*, sondern gegen (theoretische) Abkürzungen, die eine unkritische »kritische« Theorie (oder Geographie) in ihren Geltungsansprüchen unternimmt, insbesondere wenn dies zu einem »Antagonismus der absoluten Rechthaber und der absoluten Unrechthaber« (Marquard 1973, 18f.) führt: wenn also theoretische Geltungsansprüche moralisch überhöht und absolut gesetzt werden. Der Denkstil der Skepsis versteht sich demnach als »Reaktion auf eine [...] überhöhte Beanspruchung von Begriffen, Theorien und Positionen« (Wetters/Fuchs 2014, 276, meine Hervorhebung), wenn diese auf Kosten einer differenzierten Auseinandersetzung mit der Empirie geht.

Skepsis, wie Marquard sie konzipiert, versteht sich als »Nichtrechthabenwollen« (Seel 2018) – sie will nicht unbedingt eine Entscheidung in einer Sache herbeiführen. Deshalb führt Skepsis, so Marquard, »zuweilen zum Zögern« (Marquard [1973] 1990, 250). Dadurch schafft Skepsis »Atempausen« – Atempausen sowohl von der »Durchsetzungsdisziplin eines Protagonistenkollektivs und ihrer Folgezumutungen« (Marquard (1973, 29) als auch von der Vermessenheit einer Praxis, die »sich die totale Überwindung der Übel [zutraut]« (ebd., 30f.). Marquards Denkstil verfolgt dabei eine *interimistische* (ich würde sagen: eine *situative*) Skepsis (Marquard 1958, 54): Skepsis ist zuerst einmal »Zustimmungsverweigerung« in einer bestimmten Situation: Schwierigkeiten mit einer Position (oder Theorie), mit der er sich identifizieren möchte, führen für Marquard dazu, die Zustimmung vorerst zu verweigern. Skeptizismus ist hier Vorbehalt, er hält die Zustimmung »in der Schwebe« (Cramer 1975, 400). Dies liegt daran, dass, wie Stanley Cavell schreibt, »der Skeptiker insinuiert, dass es Möglichkeiten gibt, vor denen der Anspruch auf Gewissheit die Augen verschließt« (Cavell 2006, 683).

Skepsis formuliert einen Vorbehalt und vermeidet dadurch die schnelle Festlegung auf eine Position. Als *interimistische* Skepsis markiert sie keinen Endpunkt, sondern eröffnet ein »Phasenmoment« (Cramer 1975, 389), d.h. ihre Infragestellung bestimmter Positionen oder theoretischer Behauptungen erfolgt nicht prinzipiell und für immer, sondern situativ am konkreten Fall, und vorerst nur vorübergehend. Als *situative* Skepsis ist sie »ein Ort, an dem man ein wenig herumlungern kann« (ebd.). Dieser interimistischen, situativen Skepsis bleibt »die schwache Aussicht auf Rückkehr ins Land der Zustimmung« (ebd.). Deshalb erscheint mir eine kritische und eine (so verstandene) skeptische Position durchaus kompatibel zu sein, auch wenn dies oft anders gesehen wird.

Skepsis und Kritik

Skepsis, auf Dauer gestellt, tendiert zu einer politisch konservativen Haltung. Hans Blumenberg, der durchaus Affinitäten zu Marquards skeptischen Denken hatte, formuliert es so: »Die Kunst, Fragen auf sich beruhen zu lassen und sich der Gegenwärtigkeit der ›Zustände‹ anheimzugeben, setzt ein sich vor sich selbst verhehlendes Vertrauen in den Gang der Dinge voraus« (Blumenberg 1988, 318). Mit anderen Worten: Skepsis als Dauerzustand gibt die Idee einer besseren Welt auf zugunsten des Bestehenden. Die skeptische Haltung versandet so in der Melancholie des *Posthistoire*, »in dem zwar viel passiert, aber nichts mehr geschieht« (Taubes 1983, 458).⁷ Auch Marquard wird vorgehalten, seine Position laufe Gefahr, den Status Quo zu bejahen (Halbmayer 2000, 45). In seinen späteren Schriften in den 1980er Jahren formuliert Marquard denn auch eine explizite Apologie der Bürgerlichkeit (in der real existierenden BRD) (Marquard 2000, 94ff.), die eine gewisse konservative Grundhaltung voraussetzt. Diese *politische* Position Marquards teile ich nicht. Zwar wurde mir Odo Marquards Pamphlet *Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie* (1973) zu einer Art »Handorakel« - ein nützliches Brevier gegen den Moralismus. Aber ich nutze Marquards *Schwierigkeiten* nur als *methodisches* Handorakel, nicht als politisches Pamphlet.

Der Begriff des »Handorakels« verweist auf die Denkschule der Moralistik⁸: 1647 hatte der Jesuit Baltasar Gracián, in der Tradition der Moralistik stehend, in einem Brevier mit diesem Namen Regeln der Weltklugheit verfasst (Gracián 2020).⁹ Die Moralistik wendet sich explizit gegen den Moralismus: Vertreterinnen der Tradition der Moralistik moralisieren nicht, sondern sezieren den moralischen Schein. Die Moralistik deckt »Selbstschutz-

7 Vgl. dazu ausführlich das *Nachwort*.

8 Auf das Handorakel als Genre aufmerksam gemacht hat mich der Literaturwissenschaftler Helmut Lethen, der von seiner eigenen *Suche nach dem Handorakel* (2012) erzählt. Lethens Handorakel ist Helmuth Plessners *Grenzen der Gemeinschaft* (1924), welches ihm »ein gutes Heilmittel gegen die Kultur der Betroffenheit zu sein [schien]« (Lethen 2012, 116). Lethen ist begeistert von Plessners »abgeklärte[m] Umgang« (ebd., 116) mit gesellschaftlicher Kommunikation jenseits moralisierender Diskurse. Takt und Diplomatie sorgen für einen Ausgleich von Nähe und Distanz. Zugleich anerkennt Lethen, dass sich Plessner »nicht vom Mythos des Einzelnen [löst]« (ebd., 118) und dass er damit in der Tradition der europäischen Moralistik stehe.

9 Das *Handorakel* liegt nun in neuer Übersetzung von Hans-Ulrich Gumbrecht im Reclam-Verlag vor. Die klassische Übersetzung stammte von Arthur Schopenhauer.

und Selbsttäuschungsstrategien« auf. Sie ist eine *Verhaltenslehre der Kälte* (Lethen 1994), die sich eher machiavellistisch als moralisierend gibt und in den 1920er Jahren von Denkerinnen der Extreme eifrig gelesen wurde – von links (Walter Benjamin, Bertold Brecht) bis rechts (Carl Schmitt usw.). So berichtet Helmuth Lethen, dass Benjamin Brecht ein Exemplar von Graciáns *Handorakel* geschenkt habe (Lethen/Wizisla 1998).

Marquard teilt mit der Tradition der Moralistik das Anliegen der »Desillusionierung« moralisch überhöhter Ansprüche, orientiert sich aber eher an der toleranten Skepsis Montaignes (auch er ein Moralist) als am schwarzen Pessimismus Graciáns,¹⁰ der sich keine Illusionen über die Machtstrukturen, den Zynismus und die Doppelzüngigkeiten der damaligen höfischen Gesellschaft machte. Gracián bot Klugheitsregeln in gesellschaftlich schwierigem Terrain. Sein Handorakel könnte vielleicht ein nützliches Brevier für eine kritische Disziplintheorie à la Hard abgeben, die die machiavellistischen Praktiken einer »Disziplin der Weißwäscher« auf den Begriff bringt oder die einen »neuerdings erhobenen konfessionellen Ton in der Geographie« beklagt (Hard 2004). Mir geht es in diesem Buch aber, wie gesagt, weniger um die Entlarvung von Machtgefügen innerhalb des Faches als um eine epistemologische Aufdeckung von »Schonstellungen« als »Selbsttäuschungsstrategien« kritischer Geographie, die sich aus bestimmten »Tonlagen« der Kritik und Praktiken der Moralisierung ergeben können.

Schon 1938 erhebt Max Horkheimer Einspruch gegen Skepsis und Moralistik: Die Skepsis, so Horkheimer, sei der Zynismus des bürgerlichen Geistes, der Rückzug in die private Innerlichkeit (ebd., 209).¹¹ Die skeptische Haltung, wie sie die Moralistik in ihrer Klugheitslehre propagiere, drohe in der heutigen Gesellschaft in einem individualistischen Quietismus einer »konformistischen Lebensklugheit« (Horkheimer [1938] 1968, 238) zu enden, in der Bürgerlichkeit privater Innerlichkeit, die letztlich auf einen konservativen Zynismus hinauslaufe, der sich »gegen das Interesse an einer besseren Zukunft« stelle (ebd.). Marquard hält dem entgegen, auch die Kritikerin formuliere ihre Empörung unter den Bedingungen der spätbürgerlichen Gesellschaft: »Empö-

10 So Zimmerers Charakterisierung (Zimmerer 2020, 41): »Wo Montaigne ein toleranter Skeptiker ist, bleibt Gracián ein rabenschwarzer Pessimist«.

11 In diesem Zusammenhang sollte man nicht vergessen, wann Horkheimer diesen Text schrieb – 1938: »Der Gehorsam gegen die modernen Diktaturen, denen heute der Skeptiker sich anbequemt, ist die Gefolgschaft in die Barbarei« (Horkheimer [1938] 1968, 235).

rung [...] ist dann – bereichert um eine Geste – das Einverständnis [mit dieser Gesellschaft]« (Marquard 1973, 30), ohne jedoch, anders als die Skeptikerin, ihre eigenen Bedingungsmöglichkeiten kritisch zu hinterfragen. Die Skeptikerin verhalte sich nicht skeptisch gegen das Interesse an einer besseren Zukunft, sondern: gegen die *Illusionen* dieses Interesses (ebd., 32). Doch Horkheimer hatte dieses Gegenargument schon vorweggenommen. Er schreibt: »der Skeptiker kennt keine Ideen mehr, er kennt nur noch Illusionen« (Horkheimer [1938] 1968, 241).

Ich halte diese antagonistische Gegenüberstellung von Kritischer Theorie (der Frankfurter Schule)¹² auf der einen und Skepsis auf der anderen Seite für wenig hilfreich, denn sie verschleiert einige interessante Anknüpfungspunkte zwischen beiden Denkstilen. So bezieht sich zum Beispiel auch Theodor W. Adorno auf die Tradition der Moralistik (Zimmerer 2020, 141): Seine Aphorismensammlung *Minima Moralia*, Max Horkheimer gewidmet, bezieht sich explizit auf die »Lehre vom richtigen Leben« (Adorno [1951] 2003, 13). Adorno schreibt in diesen *Minima Moralia*: »Der Distanzierte bleibt so verstrickt wie der Betriebsame« (ebd., 27), denn: »Es gibt aus der Verstrickung keinen Ausweg« (ebd., 29). Adorno hat hier diejenige im Blick, die nicht mitmacht (an der Kritik) und sich deshalb für besser hält – also die Skeptikerin. Das gleiche gilt aber auch für die Betriebsamen (die »kritischen« Geister). Auch ihnen ist der Ausweg aus der Verstrickung verwehrt: Moralisches Urteil suspendiert nicht von der Verstrickung. Ganz ähnlich klingt Marquard, wenn er sich gegen »die Kunst« wendet, »es andere gewesen sein zu lassen« (Marquard [1973] 1990, 244), d.h. die Verantwortung für die Übel der Welt anderen anzulasten, indem man sich selbst als »kritisch« positioniert.

Erkenntnistheoretisch ist die Position der Kritik immer schon in den von ihr erkannten »Verblendungszusammenhang« (Adorno/Horkheimer [1947] 2003, 48) eingebunden. Auch aus dieser Verstrickung gibt es keinen Ausweg: Es gibt keinen transzendenten Standort, keinen »Blick von Nirgendwo« (Nagel 1992) und keinen »metakritischen Gesichtspunkt« (Honneth 2007, 68), von dem die Theorie auf die Wirklichkeit blickt, auch wenn Adorno und Horkheimer dies zumindest implizit für ihre eigene Erkenntnis beanspruchen. Axel Honneth hat dies klar aufgezeigt: Die Kritische Theorie, wie sie

12 »Kritische Theorie« (mit großgeschriebenem Adjektiv) bezeichnet die sogenannte »Frankfurter Schule«, während »kritische Theorie« (mit kleinem »k«) sich auf ein breites Spektrum sich »links« und »kritisch« verstehende Theorien und Ansätze bezieht.

Adorno und Horkheimer vertreten hatten, leite einen »kontexttranszendierenden« Rationalitätsbegriff ab, um Normen an der mit ihnen realisierten Praxis zu messen (Honneth 2007, 66, vgl. auch Allen 2019). Doch benötigte dieser Ansatz einen »genealogischen Vorbehalt« als metakritische Position, so Honneth (2007, 67f.). Durch diesen Vorbehalt sollten soziale Bedeutungsverschiebungen ihrer leitenden Ideale einer historischen Prüfung unterzogen werden, »ob sie in der sozialen Praxis überhaupt noch ihren ursprünglichen Bedeutungsgehalt besitzen« (ebd., 69). Einer Einlösung dieses Programms der Kritischen Theorie steht Axel Honneth skeptisch gegenüber: Er hält diese Position für »anspruchsvoll« bis unmöglich. Auch Rahel Jaeggi, ebenso wie Honneth der Frankfurter Schule verbunden, entwickelt ihre *Kritik der Lebensformen* (Jaeggi 2014), ohne den Anspruch eines epistemologisch oder normativ überlegenen Standpunkts.

Kritische Theorie kann also, folgt man Honneth und Jaeggi, ihre erkenntnistheoretische Position nur unter Vorbehalt begründen. Dann scheinen mir skeptische und kritische Position nicht inkompatibel zu sein, denn der skeptische Impuls formuliert ja gerade einen Vorbehalt, indem er das Urteil in der Schwebe hält. Kritik und Skepsis nehmen dabei jedoch leicht unterschiedliche Gewichtungen vor: eine interimistische, situative Skepsis achtet auf epistemologische Schwierigkeiten – *ohne den Anspruch, diese Schwierigkeiten zu überwinden*: »Eine solche Bezugnahme ist weniger als Kritik [...], denn die Kraft einer Kritik ist nur so groß wie ihre Kraft zur Beseitigung jener Bedingungen, die das Kritisierte erzwangen«. Das Programm der Skepsis ist bescheidener als das der Kritik, ohne dass eine *situative*, interimistische Skepsis notwendigerweise politisch konservativ wird: die skeptische Position ist lediglich vorsichtiger als die kritische in ihren Ambitionen und Ansprüchen, Probleme der Welt beseitigen zu können.

Marquard schlussfolgert daraus: »Wer aber diese Situation nicht beheben kann [...], der muss [...] etwas stattdessen tun« (Marquard [1973] 1990, 250). Als eine Möglichkeit, »stattdessen« etwas zu tun, schlägt Marquard eine Inventur von »Schonstellungen« vor, in denen die Inkonsistenzen kritischer Theorie, gemessen an deren eigenen Ansprüchen, notiert werden. Dazu zählt Marquard u.a. »Verhinderungs- und Tarnungsarrangements, [...] Verdrängungsstrapazen, [...] zerrüttende Nichtidentitätsexzesse, [...] mancherlei gepflegte Inkonsistenzen, [...] Kompensationssymptome, [...] Surrogatbildungen, [...] Antinomiensucht [...]« (Marquard 1958, 55). Marquard operiert hier auf der epistemologischen Ebene und notiert die kleinen Taktiken der Reflexionsverweigerung, der theoretischen Kurzschlüsse und der moralisieren-

den Absicherung, wie sie sich im Argumentarium der Kritik zeigen, wenn die zu kritisierende Situation zu unübersichtlich wird oder die Inkonsistenzen eines theoretischen Arguments verschleiert werden sollen. Auch in diesem Buch findet sich eine Inventur von Schonstellungen – Schonstellungen einer kritischen Theorie, die die Geographie (und nicht nur sie) betreffen.

Dieses Buch dokumentiert Schonstellungen der kritischen Geographie weniger direkt, als dies Marquard praktiziert. Marquard bevorzugt die direkte, pointierte Konfrontation. Sein humorvoll-ironischer und zugleich apodiktischer Schreibstil erinnert stark an Hard und dessen Abrechnungen mit der klassischen Geographie und ihren Landschaftsbildern. Hard liebt die spitze Feder. Seine Kritik ist direkt, kann aber auch verletzen. Sosehr er damit um Klarheit bemüht ist; es geht auch um *Klärung* – also gerade wieder um Rechthabenwollen (und auch um eine Personalisierung der Debatte). Das ist nicht der Stil, den ich hier verfolgen möchte. Mein situativer Skeptizismus möchte »Störungen« einbauen in die »Denkstimmung« einer unkritisch kritischen Geographie – »Irritation in Gestalt einer methodologischen ›Störung‹« (Hasse 2016, 82). Aber etwas taktvoller (hoffe ich), leiser, indirekter. Störungen einbauen – durch »Umwege«. Umwege installieren im Zwischenraum von Theorie und Praxis, von Theorie und Lebenswelt ein »permanentes Provisorium« (Heidgen et al. 2015). Die Umwege in diesem Buch führen zu den philosophischen und theoretischen Partituren, in denen verschiedenen »Tonlagen« der Kritik intoniert werden. Die Schonstellungen, die sich auf diesen Umwegen identifizieren lassen, finden ihren Weg in die Geographie und in andere Sozial- und Kulturwissenschaften durch eine »unkritische« Rezeption kritischer Theorie.

Umwege (um die kritische Geographie herum)

Die Idee der »Umwege« verdanke ich einem anderen Skeptiker: Hans Blumenberg. Als »auf Dauer gestellte Vorläufigkeit« (Heidgen et al. 2015, 19) eröffnen Umwege Raum für »Nachdenklichkeit« (Blumenberg 1981, 57). Umwege, so Blumenberg, verleihen »der Intersubjektivität ihre Bedeutung über die Konstitution theoretischer Objektivität hinaus« (Blumenberg 1987a, 137f.), denn die »prozessuale Grundfigur« (Blumenberg 2002, 270) des Umwegs und der Verzögerung ermöglicht eine »größere Ausbeute an Differenzierung bei zugleich geringerem Risiko der Rivalität und Kollision mit anderen« (Blumenberg 2020, 129). Umwege ermöglichen also einerseits Erkenntnisgewinn –

»Differenzierung« – und andererseits eine Umgehung diskursiver Konfrontationen. Umwege sind deshalb auch ein »Barbareiverschonungssystem«, so Blumenberg (1987a, 139), d.h. sie gehen der direkten diskursiven Konfrontation buchstäblich aus dem Weg. Das Provisorische ist nicht das Unfertige, Unabgeschlossene, noch nicht fertig Durchdachte oder Theoretisierte, sondern wirkt als Korrektiv: »Der Umweg ist [...] nicht Abirrung [...], sondern ein [...] Abtasten mehrerer Möglichkeiten« (Heidgen et al. 2015, 11). Dies begründet die »Dignität des Provisorischen« (Goldstein 2015, 51).

Skepsis übt »Entselbstverständlichung« als »Nachdenklichkeit«, so Blumenberg (1981, 61): »Nachdenklichkeit heißt: Es bleibt nicht alles so selbstverständlich, wie es war. Das ist alles.« Selbstverständlichkeit hat dabei zwei semantische Konnotationen:¹³ Einerseits ist damit das Sich-selbst-Verstehen als kritischer Akt gemeint – sich ein Verständnis über sich selbst zu erarbeiten, d.h. seine eigene Position, Annahmen, blinden Flecke zu explizieren. Wenn das Sich-über-sich-selbst-Klarheit-Verschaffen nur noch rituell vorgenommen wird, kommt es potenziell zum Selbstvergessen: Angesichts der Gewohnheiten einer Forschungsroutine geht diese kritische Selbstverständigung »vergessen«. Unhinterfragte Selbstverständlichkeiten zeigen sich dann in »diskursiven Klingeltönen« (Kaube), einem theoretischen »Code«, der einmal durch intellektuelle Anstrengung angeeignet, nicht mehr in Frage gestellt wird. Genau an diesem Punkt kommt es dann zu Schonstellungen: einer unkritischen Reproduktion des »Codes«. Skepsis unterbricht diese Routinen durch Entselbstverständlichung: »Wenn Selbstverständliches plötzlich fremdartig erscheint, beginnt das Nachdenken« (Heidenreich 2020, 24). Blumenberg ist hier der Phänomenologie verpflichtet, »Selbstverständliches durch Vergrößerung und Verlangsamung unselbstverständlich werden [zu lassen]« (Heidenreich 2020, 112f.). Ganz ähnlich auch Hard: *Epoché*, ein Schlüsselbegriff Husserls, bedeute »Anhalten, nämlich des Urteils« (Hard 2000, 52).

Für Blumenberg erfordert das Anhalten des Urteils eine »Freiheit der Abschweifung« (Blumenberg 1981, 58). Umwege werden so zu einer »Prozessform der Umständlichkeit« und der »Langsamkeit« (Blumenberg 2020, 127). Wir hören hier das Plädoyer für eine idiosynkratische Genauigkeit, die sich »gegen die Festigkeit von Weltlagen, gegen die Unwiderruflichkeit von Urteilen, gegen die Endgültigkeit von Lösungen [...] wendet« (Vogl 2008,

13 Diesen Gedanken zur semantischen Bedeutung von Selbstverständlichkeit verdanke ich Woody Sahr.

109), und die stattdessen am Detail, ja sogar an den »Nuancen eines Details, an den Intermundien zwischen diesen Nuancen ansetzt« (Hamacher 2019, 66). Die Gegenwart wird »gedehnt und verbreitert« (Vogl 2008, 113) und bietet dadurch Raum für »ein bisschen mehr Aufmerksamkeit, Respekt und Bescheidenheit vor dem Unbekannten« (Enzensberger 1982, 236), um einer »Tendenz zur vorschnellen Verallgemeinerung« (ebd., 232) zu entgehen. So plädiert Werner Hamacher für die Langsamkeit, das Warten und die Offenhaltung als eine »Bewegung einer Suche ohne vorbestimmtes Ziel« (Hamacher 2019, 56), die aus »jedem ›und so weiter‹ ein ›nicht so weiter‹, ›nicht und‹, ›anders als so‹« (ebd., 60) macht. Für Joseph Vogl hegt das Zaudern einen »Komplexitätsverdacht« und »ersucht um Revision« (Vogl 2008, 109). Diese Formen einer skeptischen Denkstimmung spannen eine Raum-Zeit des »Sich-selbst-Zurückhaltens« (Gronau/Lagaay 2010, 8) in der theoretischen Arbeit auf. Durch eine solche Praxis unterbricht Kritik »ihre eigene Generalisierungstendenz« (Vogl 2008, 115).

Odo Marquard und Hans Blumenberg sind sich einig in ihrer skeptischen Haltung, aber ihr Denk- und Schreibstil könnte nicht unterschiedlicher sein (vgl. dazu Wetters/Fuchs 2014, 286f.): Marquard praktiziert die zugespitzte Pointierung, Blumenberg die Umständlichkeit und Andeutung. Marquard sucht den Abschluss, Blumenberg die Wiedereröffnung des Verfahrens. Marquard (1973, 28, [1973] 1990, 247) vollzieht den »Abschied« von der kritischen Theorie (und ihrer Geschichtsphilosophie), Blumenberg geht »Umwege« um sie herum. »Auswege«, wie Marquard ([1973] 1990, 247) sie sucht, sind Abschiede vom Absoluten zugunsten der Rhetorik. Umwege, wie Blumenberg sie geht, sind »Randgänge« (Bolz [1992] 2014, 110) ins Detail. Skepsis bedeutet hier »Störung [...], die zum Innehalten veranlasst« (Blumenberg 2010, 62). In diesem Buch folge ich eher Blumenbergs als Marquards Denkstil. (Wer Marquards Stil stärker goutiert, der wird – zumindest disziplinhistorisch – bei Hard fündig.)

Die Umwege dieses Buches

In den folgenden Kapiteln kartiere ich verschiedene Umwege, die zu »Tonlagen« der Kritik führen, deren »Denkstile« und »Denkstimmungen« mit der kritischen Geographie kongruent, verwandt oder verbunden sind – und die die Denkstimmung kritischer Geographie – oft indirekt – beeinflussen: durch ihren theoretischen Denkstil, ihren moralischen Habitus, ihre poli-

tische Positionierung. Diese Tonlagen der Kritik werden aber nicht nur in der Geographie selbst aufgegriffen, sondern auch in benachbarten Fächern der kritischen Sozial- und Kulturwissenschaften, oder in zeitdiagnostischen Debatten, die in einer breiteren Öffentlichkeit geführt werden. Jedes Kapitel baut dabei »Störungen« in liebgewonnene kritische Denkbewegungen ein, um zum Nachdenken anzuregen, ohne die direkte Konfrontation zu suchen. Die ersten drei Kapitel zeigen drei grundlegende Tonlagen der Kritik auf: die kynische, die gnostische und die dekonstruktivistische. In den darauffolgenden Kapiteln schaue ich mir unterschiedliche Terrains an, in denen diese Tonlagen der Kritik intoniert werden. In allen diesen Fällen zeige ich Schonstellungen auf und skizziere einige »Störungen« und »Abschweifungen«.

In allen Kapiteln geht es inhaltlich um Debatten zur Krise der liberalen Demokratie, um Identitätspolitik, Souveränität und Bürgerrechte. Carl Schmitt wird uns, in unterschiedlichen Begründungsfiguren, immer wieder begegnen: mal in Form »linker Lektüre« (z.B. durch Giorgio Agamben), mal in den Schriften konservativer Apologeten (meist Männer), mal in einer Lektüre, die »mit Schmitt gegen Schmitt« denkt (Mouffe 1999, 6). In diesen Kapiteln sind wir auf verschiedenen Umwegen unterwegs – regional: nach Südasien, und theoretisch: zur radikalen Demokratietheorie, die ich skeptisch hinterfrage, sowie zum Begriff des Ausnahmezustands, der sowohl von links wie auch von rechts mobilisiert wird, um die liberale Demokratie in ihrer institutionellen Form in Frage zu stellen. Ich hinterfrage diese Hinterfragungen und zeige deren Schonstellungen auf. Jedes Kapitel geht dabei einer unterschiedlichen »Tonlage« der Kritik nach.

So beschäftigt sich das *zweite* Kapitel »Schwierigkeiten mit der kritischen Geographie« mit den trügerischen Versprechungen einer kynischen Tonlage der Kritik, wie sie von Foucault und Sloterdijk auf Grundlage ihrer Rezeption des antiken Kynismus als Rollenmodell für kritische Intellektuelle herausgearbeitet worden ist. Die Kynikerinnen haben, so Blumenberg, das Lachen in der Philosophie professionalisiert (Blumenberg 1987b, 35). Aber dieses Lachen beruht auf einer Besserwisserei, die im Spott dogmatisch wird. Kritik als kynische Antikritik wird zum Tribunal und ähnelt in diesem Gestus der dogmatischen Kritik, die sie eigentlich ablehnt. Was der kynischen Tonlage fehlt, ist die skeptische Grundierung, die auf die Frage hinausläuft: Könnte es nicht auch anders sein? Deshalb stelle ich dem Kynismus und seinem Spott eine andere Figur der antiken Philosophie gegenüber: Das Lachen der thrakischen Magd. Die thrakische Magd bringt ihre Skepsis gegenüber einem philosophi-

schen Wahrheitsregime zum Ausdruck. Jedoch ist dieses skeptische Lachen eher ein »Lachen-mit« statt ein »Lachen-über«.

Im *dritten* Kapitel »Arcane Geopolitics« schaue ich auf »linke Lektüren rechten Denkens« (Bolz [1992] 2014, 108), insbesondere auf die Rezeption von Martin Heidegger und Carl Schmitt in der Politischen Geographie, aber auch darüber hinaus.¹⁴ Dabei lege ich die gnostische Denkstimmung dieser Denker frei. Die gnostische Pointe liegt darin, das Übel der Welt einem hinterlistigen Schöpfergott (einem Demiurgen) anzulasten und diesem einen verborgenen Erlösergott gegenzuüberstellen, dessen Existenz nur wenigen Eingeweihten offenbar ist. Der Gnostizismus hat dabei eine antimodernistische, antiaufklärerische und antijudaistische bis antisemitische Haltung, zumindest in der von Heidegger und Schmitt vertretenen Variante (der Demiurg entspricht dem Gott des Alten Testaments). Legt man die gnostische Theologie bei Heidegger und Schmitt offen, lässt sich eine »unschuldige« Lesart der beiden kaum aufrechterhalten. Als Alternative skizziert das Kapitel *andere* Politische Theologien, die das eschatologische Denken emanzipatorisch wenden und einer kritischen Theorie der Gesellschaft anvertrauen.

Im *vierten* Kapitel »Formen der Kritik« zeige ich anhand der poststrukturalistischen kritischen Entwicklungstheorie auf, wie sich eine dekonstruktivistische Tonlage der Kritik in einer Hermeneutik des Verdachts verstricken kann. Die poststrukturalistische Entwicklungstheorie formuliert eine Fundamentalkritik an der Praxis der Entwicklungszusammenarbeit (EZA). Die dekonstruktivistische Tonlage dieser Kritik operiert von der unreflektierten Annahme aus, die Kritikerin könne mehr sehen als die Objekte und Subjekte

14 Carl Schmitt wurde in der deutschsprachigen Politischen Geographie lange totgeschwiegen, bis er über die Rezeption in der anglophonen Geographie (v.a. über die Lesart Giorgio Agambens – Stichwort »Ausnahmezustand«) und in der linken Politischen Theorie à la Chantal Mouffe (Stichwort »Agonistik«) auch in der deutschsprachigen Geographie salonfähig wurde. Für Heidegger ist die Situation etwas komplizierter: Er taucht in der deutschsprachigen Geographie immer wieder in phänomenologisch orientierten Arbeiten auf (besonders prominent und eindrücklich bei Barbara Zahnen [2015]). In der anglophonen Geographie wird Heidegger breit rezipiert, spätestens seit der *Humanistic Geography* in den 1970er Jahren, danach oft als *iconic citation*, dann wieder systematischer und apologetisch in den Arbeiten von Ted Schatzki zur Praxistheorie und in Stuart Eldens einflussreicher Lesart. Aber auch hier geht es mir nicht darum, deren Lesarten direkt zu kritisieren, sondern ich gehe den Umweg einer Tiefenbohrung in die gnostischen Abgründe der Politischen Theologie, die Heideggers wie Schmitts Denkstil untergründig prägen.

ihrer Analyse. Zugleich verführt eine antihegemoniale Denkstimmung dazu, im globalen Entwicklungsapparat nur hegemoniale Kräfte zu sehen, ohne die inneren Widersprüche, den Sand im Getriebe dieses Apparates in den Niederungen der Projekte und Maßnahmen in den Blick zu nehmen. Als Schlussfolgerung bleibt dann nur eine moralische Verdammung der Praxis, die Gefahr läuft, in Zynismus zu enden, da sie selbst keine Lösungsvorschläge zur Besserung unterbreitet. Ich plädiere stattdessen für eine immanente Kritik, die nicht in Zynismus verfällt, sondern sich an einem ironischen Ton orientiert, der Widersprüchlichkeiten aushält, statt sie zu beklagen oder auflösen zu wollen.

Trotz der dekonstruktivistischen Fundamentalkritik engagieren sich progressive Kräfte weiterhin in der Praxis der Entwicklungszusammenarbeit (EZA). Dort setzen sie sich in emanzipatorischer Tonlage für partizipative Ansätze ein, die politische Entscheidungen in partizipative Foren auslagert. EZA versteht sich hier als «Subpolitik», die jenseits der Institutionen des postkolonialen Staates agiert. Wie ich im *fünften* Kapitel »Only playing with beans?« aufzeige, simuliert EZA »Subpolitik« jedoch nur, indem sie in partizipativen Foren einen »lokalen« Konsens fabriziert, der dann zur Rechtfertigung für Mittelzuweisungen verwendet wird. Doch zeigt sich in diesen Foren ein kosmopolitischer Elitendiskurs, der sich lokal angepasste Kleider verpasst, um nicht so aufzufallen. Der kosmopolitische Entwicklungsapparat reproduziert sich somit nicht mehr in von oben verordneten Programmen mit modernistischem Anspruch, die von der poststrukturalistischen Entwicklungstheorie kritisiert wurden, sondern in Graswurzelprojekten mit *emanzipatorischer* Tonlage.

Im *sechsten* Kapitel »Geographie des Ernstfalls« gehe ich dem diskursiven Klingelton des *Ernstfalls* nach, der sowohl in konservativer Staatsgläubigkeit als auch in linker Kritik am Staat angestimmt wird. Dazu rekapituliere ich eine staatsrechtliche Debatte zur Frage, wie der demokratische Rechtsstaat sich »im Ernstfall« (hier: im Fall terroristischer Anschläge) »behaupten« könne. In direktem Anschluss an Carl Schmitt legitimieren einige Staatsrechtler (ja, es waren nur Männer beteiligt) die Suspendierung rechtlicher Regeln, um den Staat und seine Bürger besser schützen zu können. Die Temporalität des existentiellen Ernstfalls rechtfertigt die rechtliche Figur des Ausnahmezustands in der liberalen Demokratie, um dem Staat weitgehende exekutive Befugnisse im Krisenfall zuzugestehen. Alarmismus und Angstmake sind jedoch Stimmungen, die nicht nur die Staatsrechtler zur Untermauerung ihres Plädoyers für den Ausnahmezustand aufrufen. Sie kommen auch im Entlarvungsges-

tus der Kritik an diesen Staatsrechtlern zum Tragen (hier gewendet gegen einen panoptischen, allgegenwärtigen und übermächtigen Staat) – und immer wieder auch in den *critical geopolitics* und ihren Arbeiten zum *war on terror*. Stattdessen plädiere ich – mit Odo Marquard – für eine *Vermeidung* des Vokabulars vom Ernstfall und Ausnahmezustand.

Im *siebten* Kapitel »Kritik in der Krise« begeben mich in die Zeit der Frühphase der COVID-19-Pandemie in Europa. Im Februar 2020, als die Pandemie langsam Fahrt aufnahm, schien kritische Theorie wie aus der Zeit gefallen, denn auch viele liberale und linke Kommentatorinnen befürworteten strenge staatliche Maßnahmen. Zugleich meldeten sich jedoch auch einige berühmte kritische Theoretiker (es waren alles Männer) zu Wort, um die ergriffenen »Lockdown«-Maßnahmen fundamental zu kritisieren – als einen neuen Ausnahmezustand, der Freiheit und Demokratie gefährde. Zu diesem Zeitpunkt gab es nur rudimentäres epidemiologisches Wissen über die Wirkung und Ausbreitungsmechanismen des Virus. Indem ich die Maßlosigkeit und den Alarmismus aufzeige, mit dem diese Kritiker sich zu Wort meldeten, bevor grundlegende epidemiologische Zusammenhänge bekannt waren, werfe ich zugleich Fragen danach auf, was es in einer solchen Krisensituation heißen könnte, kritische Theorie (oder Geographie) zu verantworten. Als Taktiken intellektueller Abrüstung plädiere ich für »Erschütterungsbereitschaft« und »Nachdenklichkeit« als *reflektierende* Unfügbarkeit, die Zögern und Zaudern aushält und die Routinen der Theorie unterbricht.

Im *achten* Kapitel »Geographie des Zorns« nehme ich einen »postkolonialen Umweg«, um die Tonlagen der Emanzipation und des Ernstfalls zu umgehen und der Moralisierung einer radikalen Demokratietheorie auszuweichen. Dazu lese ich die Studien des postkolonialen Denkers Partha Chatterjee, der für die indische Politik den Begriff der *political society* (in Abgrenzung zur *civil society*) geprägt hat. Die *political society* bezeichnet ein Milieu, in dem mit oft primitiven, brutalen und mafiösen Praktiken marginalisierten Bevölkerungsschichten Zugang zu staatlichen Ressourcen verschafft wird. Liberale Eliten aus der *civil society* »ekeln« sich vor dieser »primitiven« Form von Politik. Resentiment ist nicht auf die Rechtspopulistinnen beschränkt, sondern spiegelt sich in der zunehmenden Teilung der politischen Arena in *political* und *civil society*. Der Vorteil in Chatterjees postkolonialer Begrifflichkeit der *political society* liegt darin, dass seine Analyse, anders als in der radikalen Demokratietheorie, nicht von einem normativen Ideal ausgeht, sondern Demokratie als ethnographisch emergente Formen aktueller politischer Praktiken untersucht, statt diese ontologisch *a priori* moralisch zu bewerten. Mein Vorschlag:

Wenden wir Chatterjees Begriffe auf die Analyse des Rechtspopulismus in Europa an. Postkoloniale Theorie »provinzialisiert« (Chakrabarty) dabei nicht nur unseren Blick auf uns selbst, sondern wirkt auch als »theoretisches Kältebad«.

Im *Nachwort* deute ich den Moralismus in der kritischen Geographie als eine im Grunde apokalyptische Tonlage: Der apokalyptische Ton, so Jacques Derrida (1985, 55), ist ein »Ton des Wachens im Augenblick des Endes«. In diesem Ton schwingt ein moralischer Weckruf mit, dem man sich nicht ungestraft widersetzt: Die Apokalyptikerin will sagen: »Ich sehe es, ich sage es Dir [...], komm!« (ebd., 54) Wir verdanken, so Umberto Eco, dem apokalyptisch Tugendhaften »einige Begriffsfetische, [...] die die Eigentümlichkeit haben, [...] den Diskurs [...] zum Stillstand zu bringen« (Eco 1984, 19). Vor diesem Hintergrund vertrete ich jedoch die These, nicht der apokalyptische Ton *per se* ist das Problem, sondern ein apokalyptischer Ton, dessen implizite Teleologie *theologisch* unreflektiert bleibt. Mit Benjamin, und gegen Adorno, werde ich an einem Begriff der Gegenwart als »Jetztzeit« festhalten, »in welcher Splitter der messianischen eingesprengt sind« (Benjamin 1977, 261). Eine solche schwache messianische Position unterscheidet sich grundlegend von einem kritischen Moralismus, der »ein apokalyptisches Szenario nach dem anderen [ausruft, um] die Aufmerksamkeitsökonomie zu bedienen oder sich machtpolitische Vorteile zu sichern« (Juli Zeh).¹⁵ Denn im Moralismus vereinen sich der apokalyptische Ton der Kritik mit dem konfessionellen Ton der Disziplinpolitik.

Dieses Buch ist für »kritische« und »unkritische« Geographinnen geschrieben, aber grundsätzlich ist es an alle kritisch und unkritisch eingestellten Sozial- und Kulturwissenschaften gerichtet. Die von mir auf verschiedenen Umwegen umschriebenen Tonlagen der Kritik werden ja nicht nur in der Humangeographie aufgegriffen, sondern wirken in viele Debatten der kritischen Sozial- und Kulturwissenschaften hinein. Was hier auf Umwegen erkundet wird, führt zu ganz unterschiedlichen Orten der intellektuellen Auseinandersetzung. Jeder dieser Umwege kann als für sich stehende Wanderung gelesen werden – zusammen bilden sie Beiträge zu einer nachdenklichen – reflexiven – Theorie der Gesellschaft. Überschneidungen der Umwege auf dem Weg dahin sind dabei unvermeidlich.

¹⁵ Juli Zeh (2020): Es gibt immer eine Alternative. Interview, Süddeutsche Zeitung, 04.04.2020, <https://www.sueddeutsche.de/kultur/juli-zeh-corona-interview-1.4867094?reduced=true>.